

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 282.

Freitag, 3. Dezember.

1915.

Der Orgel-Anger.

(30. Fortsetzung.)

Roman von Ebela Rüst.

(Nachdruck verboten.)

„Natürlich, Kindchen! Zerbrichst du dir schon wieder meinen Kopf?“

„Ach, Herbert, rede doch nicht so darüber weg. Ich weiß doch, daß du schwere Sorgen hast dadurch, nur momentan, ja gut, aber es muß doch überwunden werden, und ich will dir helfen, es überwinden. Ich habe dich doch nicht nur geheiratet, um Feste mit dir zu feiern.“

Herbert sah gerührt vor sich nieder, er möchte nicht zeigen, daß ihm das Wasser in die Augen stieg. „Daß nur, Mausl, ich komme schon darüber fort . . .“

„Nein, Herbert, leicht ist es mir ja nicht, aber dieses Mal bitte ich Vater um die Zwanzigtausend, bis er sie mir gibt.“

Herbert stand vom Tisch auf: „Nein, Dina, gerade diesmal wünsche ich deine Hilfe nicht.“

„Warum gerade diesmal nicht?“

Kurze Pause, dann quälte Herbert sich: „Du weißt, dein Vater tut nur eben den Säckel für Otto auf, dem muß die Aussteuer beschafft werden.“

„Papa zahlt die ganze Fahrt, wenn ich zu Ottos Hochzeit mitgehe; er wünscht so sehr, daß einer von uns dort wäre.“

„Fahre hin, fahre hin, ich habe doch nichts dagegen. Ich käme selbst mit, wenn ich im November fort könnte.“

„Das ist recht schade! Aber, Herbert, ich bitte heute noch Papa, daß . . .“

Es wurde Herbert schwer, sich hart zu zeigen: „Dina, ich verbiete dir, dich in diese Angelegenheit zu mischen! Der Alte gäbe es vielleicht nicht mal, und überhaupt . . . diese ewige Bettelerei nach Geld habe ich auch selbst schon satt! Es gibt für unsereinen auch andere Mittel und Wege, als immer nur wieder die Familie . . .“

„Aber, Herbertchen . . .“

„Bitte, laß mich machen, oder ich rede mit dir überhaupt nie mehr einen Ton von Geschäften . . . ich rede schon viel zu viel davon mit dir! Ihr Frauen versteht davon doch nun mal nichts!“

„Aber so . . .“

„Später vielleicht, wenn's mal gar nicht anders geht; aber in diese Zwanzigtausend Mark, bitte ich dich, mische dich nicht, für die komme ich ganz allein auf! Und, bitte, mache keinen Summs darüber zu Mutterchen, ich kann das nicht vertragen, weißt du's immer noch nicht? Adieu, Mausl, stehe nicht so verdutzt da . . .“

„Adieu Susi! Nein, nein, Kinder, es ist die allerhöchste Zeit, ich darf die Kollegen nicht warten lassen! Wird 'ne schöne Klapperei werden in der ollen Kutsche! Adieu, Kindchen! Maule nicht, freue dich, daß du einer großen Peinlichkeit entzogen bist . . . adieu!“

Es war schon gegen zwölf, als Herbert im Klub anlangte, aber man sah oben noch sehr vollständig beisammen.

Triimpe stand rauchend hinter dem grünen Tisch und sah zu, wie Wobbel und ein Gutbesitzer, der

wöchentlich einmal herüberzukommen pflegte, das blankte Geld vor sich häuften.

Beide leidenschaftlos lächelnd, als sage ihnen jemand etwas Angenehmes, über das sie hinweghörten.

Auch Knut Wulffen stand dabei.

Er ging Herbert entgegen, denn er war so lang geblieben, um den Freund noch zu begrüßen.

„Ich gehe morgen weg, Herbert, wollte dir nur Adieu sagen, Dina meinte, du würdest bestimmt zu Nacht hier einkehren.“

„Warst du lange bei Dina?“

Wulffen lachte: „Ja, ich habe mit ihr zu Abend gegessen, Mutterchen war auch dort. Sie waren beide nicht so recht fröhlich, ich weiß nicht, was sie hatten . . .“

„Was sollen sie haben! Man kann doch nicht immer Kopfstehen vor Vergnügen!“

Wulffen zog seinen Arm durch den des Freundes und führte ihn langsam durch die hinteren Räume, die ganz leer standen.

„Herbert, ehe ich abreise . . . gib mir dein Ehrenwort, daß dieser Klatsch da vom Orgel-Anger eben nur Klatsch ist . . . willst du?“

Herbert machte sich los: „Was für ein Klatsch?“ Er war bis in die Lippen weiß geworden.

„Über dich und die Deubenreiter — du mußt der Sache doch entgegentreten. Denke nur, wenn das zu Dina dringt, es bringt sie um.“

„Was? Was Klatscht man, und wie willst du einem Klatsch entgegentreten? Nicht auf den Klatsch hören, das bringt den Klatsch sehr schnell um! Mir hat niemand etwas hinterbracht, und Dina auch nicht, und sie wäre die Letzte, darauf etwas zu geben!“

„Warum ist die Deubenreiter aber so plötzlich verschwunden, als dieses Gerücht sich hervomachte?“

„Sie wäre auch ohne dieses Gerücht, das ich nicht kenne, verschwunden, um ihrem ganz hoffnungslos erblindeten Vater zu leben — erzähle das den Leuten, die sich für anderer Leute Angelegenheiten mehr als für die eigenen interessieren. Dina weiß den Grund.“

„So, Dina weiß den Grund — hm! Aber willst du mir dein Ehrenwort geben, daß du . . .“

„Fällt mir gar nicht ein! Ich wüßte nicht, weshalb. Komme ich dir jemals mit solchen Sachen, mit solchen Annahmen . . . ich kann es gar nicht anders nennen. Bei aller Freundschaft, Knut, ich muß mir das mit aller Energie verbiten! Was ich tue, ist meine Sache! Und wenn's 'n Verbrechen ist, auf das ihr ja alle zu warten scheint . . . wirst du es für mich abblühen?“

Wulffen nagte stumm an seiner Oberlippe und sah Herbert an, als nehme sein Herz innerlich von dem alten Freunde für ewig Abschied. Dann, nach Überwindung, reichte er ihm die Hand: „Also auf Wiedersehen — adieu!“

„Wie lange bleibst du fort?“

„Sechs Wochen, wenn man mich irgend so lange entbehren kann.“

„Grüße Italien von mir, und viel Vergnügen!“

Wulffen wandte sich und ging, noch über den ganzen Spielfaal hinwegziehend, geraden Weges hinaus. Herbert stand und sah ihm nach, bis die Tür hinter Wulffen zufließ. Es war etwas Feuchtes, Trübes in seinen Augen, er fuhr mit der Hand darüber hin, den Schleier fortzuwischen, der ihm die Kronleuchter umflorte.

Dann ging er wieder in die leeren Zimmer. Ihm war es, als gäbe Knut ihm zum letzten Male das Geleit. Er sah sich um, dem Freunde die Hände entgegenzustrecken und sein Herz vor ihm zu erleichtern. Aber er war allein und fühlte, daß der treue, alte Kamerad für ihn gestorben war.

Ja, wer so sein könnte wie Knut Wulffen: so gerade, so ehrlich, so ohne Winkel und Falten, so immer klar aufgerollt vor jedem Blick, der ihm in die Seele wollte! So immer das Herz voll Güte, so immer gewöhnt, sich über das Leid anderer zu beugen und zu plätten, wo das Leben rauh zupackte!

Sich selbst und seinen Anspruch an die persönliche, irdische, lockende Glückseligkeit so selbstverständlich klug- und klugelos aufzugeben!

So nur Pflicht- und Arbeitsmensch, dem der Werktag nie den Sonntag brachte!

Zum ersten Male dachte Herbert über des Freundes Innenglück nach! Hatte er in seiner schönen, stattlichen Männlichkeit alles Wünschen und Hoffen aus rätselhaften Gründen begraben? Gatten sich nie Wünsche und Hoffnungen in ihm geregt?

Was wußte er im Grunde von Wulffen, dem er nur immer mit seinem vollen Herzen, seinen Illusionen und Ausflügen aus der normalen Atmosphäre gekommen war! Von dem er immer nur zu ihm hinüberwallende Wärme, gütiges Eingehen und heiteres Gelfen empfangen — was wußte er, wohin die Sehnsucht dieses herrlichen Menschen stieg und sich grausam verlieren mußte?!

Und zum ersten Male auch sah er Wulffen im Verkehr mit Dina — so ganz plötzlich, wie in einer Vision. Er hörte den Ton, mit dem er zu Dina sprach, mit dem er zu ihm von ihr sprach. Und er horchte auf und „sah“ nach langen Jahren der Blindheit; er sah und hörte die ganze opferwillige, wunschlos sich unterordnende Liebe dieses besten aller Menschen zu seinem Weibe, das er, der glücklich Besessene, belogen und betrogen und dem Gekpödt der Stadt ausgeliefert hatte.

Es wurde eine lange Weile so kalt und stumm und tot in ihm, als fielen die Glieder schmerzlos von ihm ab, als bliebe nur eine eiskalte Säule stehen, über die schwarze wolfige Winde hinfegten und sie doch nicht beugen konnten! . . .

„Schren! Mensch, haben Sie Zustände?“

Amtsrichter Fährden rüttelte Herbert an den Schultern, der wie bewußtlos vor dem Billard in einem Sessel kauerte, die Arme schlaff seitwärts herabhängend.

Herbert kam langsam zu sich. Er hatte schnell aufahren wollen, war aber müde zurückgesunken.

„Ist Ihnen wahrhaftig elend?“ fragte Fährden ernster und zog die Hände von ihm zurück.

„Ach bewahre, ich war eingeschlafen . . . von der langen Klapperei durch die Luft — es war so narkotisch — ich habe wohl etwas Frost in den Gliedern. Einen Kognak, wenn Sie mir nen Gefallen erweisen wollen.“

Fährden klingelte der Bedienung und setzte sich Herbert gegenüber. „Sagen Sie, lieber Schren, können Sie mir mit einem Hunderte aushelfen — habe eben wieder jähenlich bluten müssen. Das heißt nur, wenn es Ihnen . . .“

„Sier, bitte, bester Fährden, das bedarf ja weiter keiner Worte. Möge er Ihnen endlich mal Glück bringen!“

Herbert nahm mit zitternden Händen den Schein aus seiner Brieftasche und reichte ihn dem Amtsrichter. Dabei fiel ein zweiter heraus auf die Erde. Herbert blinnte sich langsam danach.

„Der sehnt sich auch ins Freie“, lachte Fährden. „Warum versuchen Sie Ihr Glück denn nicht ein biß-

chen eindringlicher! Sie setzen doch alles durch, Sie würden auch hier bald König sein, wenn Sie ein wenig Ausdauer entwickeln wollten.“

„Es liegt nun mal nicht in mir, der Spielnerb ist nicht ausgewachsen, man kann nicht an allem Vergnügen haben.“

„Dann lassen Sie das Vergnügen mal weg und denken Sie an den praktischen Hintergrund; es summt sich bei manchem, und jeder kann's brauchen! Der Rahnert hat heute wieder ein Schwein! Was der auf seinem Acker veraßt, scharrt er hier zusammen! Kommen Sie, riskieren Sie den Ausreißer.“

Herbert wischte sich mit dem Taschentuch über Stirn und Kopf; nach dem Kognak kam sein Blut wieder in Bewegung. Er goß einen zweiten hinunter, dann reckte er sich ein paarmal straff in die Höhe und folgte Fährden lachend in den Spielfaal.

Trümpe hatte schon ausbrechen wollen, nun stellte er sich noch einmal an den Tisch, Herbert und Fährden gegenüber, die jetzt nebeneinander das Glück herausforderten.

Fährden, der in letzter Zeit doch ziemlich heil davon gekommen war, hatte heute wieder mal seinen ganz schlimmen Tag, er verlor beständig. Trümpe reichte ihm ein paar Mal seine Brieftasche herüber, aus der er sich anfangs zögernd, dann aber immer ungenierter bediente. Aber auch dieses von glücklicher Hand geliehene Geld brachte ihm kein Glück.

Herbert borgte bei Wedel, als sein Vorrat zu Ende ging. Er schien es nicht bemerkt zu haben, daß Trümpe auch ihm die Tasche mit den Banknoten mit einem eigenen Lächeln hinhielt. Trümpe wiederholte das Manöver auch nicht, er wollte nichts herausfordern. Seine Rache sah mal ganz anders aus. Vorläufig begnügte er sich nach wie vor mit kleinen Ungezogenheiten, die die Lächer im geheimen auf seine Seite brachten.

Anfangs hielt sich Verlust und Gewinn bei Herbert die Wage, um vier Uhr morgens schuldete er dem Rittergutsbesitzer Rahnert zweitausend Mark, die in aller Korrektheit bis Mittag im Königshof, wo Rahnert logierte, abgeliefert waren.

Als Herbert langsam nach Hause ging, wußte er noch nicht, womit zahlen — bis zwölf hatte er Rat geschafft.

Er setzte oben alles durch — es gab für ihn nichts Unüberwindliches.

Nur ganz freudig wollte es in seinem Innern nicht mehr werden; es nagte etwas an ihm, wenn er es auch nicht wahr haben wollte. Er fühlte sich unfreier Dina gegenüber, und verdoppelte seine Zärtlichkeit zu ihr und den Kindern. Sie sah ihm mit einem so langen, sorgenden Blick nach, sobald er aus dem Zimmer ging, wenn sie auch nur eben sorglos mit ihm gelacht hatte — er bemerkte es wohl. Und solch ein Blick verließ ihn dann den ganzen Tag nicht mehr. Er tröstete sich dann immer, sie quäle sich mit geschäftlichen Dingen um seinetwillen, aber ganz im geheimen sah der Zweifel und der Argwohn in seinem Herzen, ob sie wohl doch mit der Affäre Deubenreiter vertrauter sei, als er es sich träumen ließ?

Daß sie immer gleich gütig und zärtlich mit ihm blieb, riß ihm an der Seele. Er hätte vor ihr in die Knie sinken mögen und gestehen, um zu erfahren, ob sie ihm aus großmütiger Liebe verziehen oder arglos ihre unverändert treue Liebe an ihn verschwendete, von seinem Verrat nichts ahnend.

Dazu kam, daß ihm gerade jetzt mehr denn je freie Zeit blieb, all diese Quälereien in sich aufzurühren. Seine Klientel ließ nach — ohne jede Frage. Es mochte Zufall sein, aber seine Klientel ließ ganz merklich nach. (Fortsetzung folgt.)



Nun seid getroßt, so lang ist keine Nacht,
Daß nicht auch ihr zuletzt ein Tag erwaht!
Shakespeare.

Neue Gottfried Keller-Briefe.

Eine reiche Auswahl von bisher unveröffentlichten Briefen Gottfried Kellers, die das Verständnis des Menschen und Dichters Keller vertiefen, veröffentlicht Emil Ermatinger, als erläuternde Beigabe zu seiner Keller-Biographie, im nächsten Heft der „Deutschen Rundschau“. Die Briefe, die an Auerbach, Paul Schöpe, Lydia Escher, Candidus Johann Salomon Hegi, Mathilde Wesendonck und noch zahlreiche andere Persönlichkeiten gerichtet sind, gewähren einen interessanten Einblick in die Art und die gesellschaftlichen Beziehungen des großen Dichters und bilden so einen höchst wertvollen und höchst persönlichen Beitrag zu der bereits sehr umfangreich gewordenen Keller-Literatur unserer Tage. Der im Schiller-Museum in Marbach verwahrte Brief an Auerbach ist aus Zürich vom 17. Juni 1861 datiert und enthält die Antwort auf mehrere Schreiben, in denen der Freund den Dichter um einen Beitrag für den „Deutschen Volkskalender“ bat und ihm das überschwängliche Urteil Otto Ludwigs über Kellers Roman „Die Leute von Seldwyla“ mitteilte. Die ungünstigen Umstände, unter denen Keller damals leben mußte, gehen deutlich aus den folgenden Zeilen hervor: „Endlich“, schrieb er nach langem Schweigen, „bin ich so weit, nur erst ein Zeichen von mir geben zu können. Verdruß, Sorgen, die wochenlang anhielten, zuletzt körperliches Uebelbefinden, haben mich in Rückstand gebracht mit meiner Geschichte. Ich bin nicht schuldig daran und will mich deswegen auch nicht entschuldigen. Ich habe noch einige Papierbogen, etwa vier, zu beschreiben, und werde dies in einer Forcetur tun innerhalb weniger Tage. Will und kann sich der Verleger damit rangieren, so ist es gut, kann er nicht, so muß er es eben bleiben lassen. Ich kann nötigenfalls das Manuskript gleich nach Leipzig schicken als Brief, damit es schneller geht. Das ist die Sachlage. Ich danke nachträglich für Ludwigs hübsche Kritik, welche aber zu schmeichelhaft und zugleich etwas zu manieriert sein dürfte. Später vielleicht ein Mehreres über dieses Thema.“ Daß die Dhrif auch vor mehr als 50 Jahren wenig klingenden Lohn zu finden vermochte, ersieht man aus einer Mitteilung Kellers an den Pfarrer Karl August Candidus von Birschweiler, der ihn um Vermittlung eines „zahlenden Verlegers“ für eine Gedichtsammlung gebeten hatte: „Es tut mir sehr leid, daß es mir unmöglich wird, Ihre Gedichte für jetzt noch unterzubringen. Ich habe seit ein paar Tagen das Manuskript zurückgehalten mit der unerwarteten Erklärung, daß es auch ohne Honorar nicht übernommen werden könne, da er grundsätzlich der Ansicht sei, Dhrifa seien jetzt nicht zu drucken, und es sei ein reiner Glückszufall, wenn ein Verleger auch nur auf seine Kosten komme dabei. Ich sehe mich daher gezwungen, das Manuskript an die von Ihnen bezeichnete Adresse abgehen zu lassen.“ Mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit der menschlichen und sachlichen Logik sowohl wie des Künstlerturns Gottfried Keller bei Beurteilung eines Dichtwerks vorging, erhellt aus dem folgenden Schreiben an den Dichter Hermann Friedrichs, der ihn um Beurteilung einiger Gedichte gebeten hatte: „Zu Bemerkungen im Detail hat mir der „Erntekranz“ einige Veranlassung gegeben. Das Weinen und sogar Schluchzen der Greisin scheint mir, namentlich vor dem nahenden Tod, nicht glücklich resp. statthaft zu sein. Die Sehnsucht und Wehmut nach dem verlorenen Jugendglück drückt sich bei alten, am Rande des Grabes stehenden Menschen, die schon vor 60 und 50 Jahren verloren haben, nicht mehr durch Tränen aus, wie bei den jüngeren. In formeller Beziehung stört die viermalige Verwendung des Adjektivs „weil“, ferner der Abschluß des Ganzen durch zwei weibliche Reime, während es sonst durchgängig in männlichen gehalten ist. Man muß niemals eine gewählte Form zu guter Letzt noch im Stich lassen, weil man die letzten zwei Reime nicht gleich findet. Da die Vorgänge der letzten Strophe überhaupt nicht recht folgerichtig sind, so würde sich eine Umarbeitung derselben empfehlen.“

Noch interessanter und bezeichnender für Kellers genaue Denkungsweise ist sein Urteil, über eine ihm von Friedrich überreichte Novelle. Er äußert darin: „Was mir bei aller Korrektheit Ihrer Arbeit mangelt, ist eine gewisse gute Laune, ein gewisser Sonnenschein, eine Freiheit des Geistes, die über der Schrift schweben und derselben den Charakter des fleißig gelösten Pensums, der bloßen Sache, benehmen.

Sie würden diese Freiheit vielleicht bald erreichen, wenn Sie mit weniger Angstlichkeit immer nach der beruflichen oder handwerklichen Seite des Schriftstellertums hinblickten und sich dafür Ihrer Unabhängigkeit desto bewegungsfroher erfreuten. Ein paar Kleinigkeiten, die mir aufgefallen, will ich mir zu erwähnen erlauben. Ein Mädchen, wahrscheinlich nicht einmal ein gewöhnlich kräftiger Mann, kann eine 50 bis 60 Schuh lange Strickleiter nicht zusammenpacken und auf die bezeichnete Höhe zurückschleudern, dazu ist das Gewicht des Gegenstandes viel zu groß.“ Der interessanteste und für die Person Kellers in vielen Dingen aufschlußreichste Brief ist das folgende Schreiben an Mathilde Wesendonck. Auch ihr gegenüber legte Keller jene rückhaltlose Offenheit in Kunst- und Dingen an den Tag, die mehr als einmal geeignet war, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen eine Entfremdung hervorgerufen. Mathilde Wesendonck war über Kellers strenge Beurteilung ihres Trauerspiels „Edith, oder die Schlacht bei Hastings“ ziemlich ungehalten und warf ihm seine vorgefaßte Meinung gegen weibliche Schriftsteller vor. „Sie verteidigen“, erwiderte Keller, „Ihre Fassung sehr tapfer, und ich habe geschwankt, ob ich Ihnen noch mehr Gelegenheit zur Übung Ihrer unerschrockenen Damenlogik geben soll. Es ist aber jetzt sonst genug Krieg und Unheil in der Welt, so daß wir unsere kleine Bataille wohl schließen dürfen. Daher will ich auf dem Rückzug zu meiner Deckung nur noch ein paar Verwechslungen beleuchten, die Sie sich in der Hitze des Gefechts erlaubt haben. In dem „Bischofstum für ein Schiff“ wird jeder trotz der geschichtlichen Berechtigung eine Reminiszenz an das „Königreich für ein Pferd“ erblicken. Es ist aber eine der ersten Pflichten konfidenteller Beurteilung, auf Reminiszenzen dieser Art aufmerksam zu machen, weil es sonst nachher die öffentliche Kritik tut. Gewiegtere Schriftsteller beseitigen sogar solche Stellen sofort freiwillig, auch wenn sie das, was als nachgeahmt erscheint, nicht einmal erkannt haben, nur um den Schein des Nachsiegens zu vermeiden usw. Noch weniger würde es mir schriftlich oder mündlich möglich sein, über die innere wichtigere Seite der Sache mich mit Ihnen ins Klare zu setzen, sowie über den Bau und die Durchführung des Dramas. Nur eines will ich zum Schluß noch auftrumpfen: es gilt unter den rechten Schriftstellern, Künstlern usw. nicht für Beleidigung, wenn das verlangte konfidentielle (nicht gedruckte) Urteil da oder dort nicht zustimmend ausfällt, oder wenn sogar diese oder jene schwächere Stelle mit wohlgemeinter Ironie hervorgehoben wird, um deren Vermeidung zu veranlassen. Endlich gilt es sonst nirgends für Schimpf und Beleidigung, wenn jemand eingesteht oder erraten läßt, daß er in einem schöngestigten Werk irgend einer Art nicht diejenige höhere Begabung haben finden können, welche dazu erforderlich ist. Allenfalls aber ist Irrtum menschlich, und kann auch ich mich irren. Halten Sie daher meine Bemerkungen für unrichtig, dann stecken Sie dieselben einfach in den Papierkorb, wohin sie ohnehin gehören, und halten Sie sich an leichtblütigere und „frohmütigere“ Dursche wie die Zürcher sagen. Nun Punktum! Ihr verehrungsvoll ergebenster G. Keller.“



Aus der Kriegszeit.

Badebagen im Felde. Von Anbeginn des Krieges war unsere Heeresleitung darauf bedacht, den Soldaten im Felde ausreichende Badegelegenheiten zu verschaffen. Die mannigfachen Versuche der Behörden und Nachleute auf diesem Gebiete haben ergeben, daß im Westen Badezüge, im Osten Badenbagen sich am praktischsten zur Versorgung der Truppen mit den schon aus sanitären Gründen unerläßlichen Badegelegenheiten eignen. Ganz besonders haben die Truppen im Osten regelmäßiges Baden nötig, um die dort allgemeine Läuseplage und die damit verbundene Gefahr der Übertragung des Fleckfiebers so weit als möglich zu unterdrücken. Die Verwendung von Badenbagen im Westen und Badenbagen im Osten entspricht den strategischen und bahntechnischen Verhältnissen auf den Kriegsschauplätzen. Da im Westen ein vorzügliches und sehr verzweigtes Eisenbahnnetz zur Verfügung steht und die Truppenverschiebung dort nicht so großen Umfang annehmen kann wie im Osten, so lassen sich die Badenbagen auf den Schienensträngen meist bis an die Front oder doch in unmittelbare Nähe derselben heranfahren. Im Osten

jedoch wird dies durch die Überlastung der Bahnstrecken und die vielen Umgruppierungen von Truppenteilen meist sehr erschwert; darum ist man hier auf die einzelnen Badewagen angewiesen, die durch Pferdegespanne oder Lastautos bewegt werden. Über die Einrichtung dieser Badewagen, deren Konstruktion meist neuen Datums ist, macht der Marine-Übersichtsarzt Dr. Buschan im neuesten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ interessante Mitteilungen: „Die ersten Badewagen, welche ins Feld gesandt wurden, gleichen in ihrer Form und Größe den mächtigen Möbeltransportwagen, wie sie auf den Eisenbahnen mitgeführt werden, und sind in ihrem Innern an jeder Längsseite mit je sechs, durch Scheidewände voneinander getrennte Brausebäder ausgerüstet, so daß also zur gleichen Zeit 12 Mann baden können. Sie besitzen ferner einen Raum zum An- und Auskleiden, der nach Art der Feldwäschereien während des Transports in den eigentlichen Baderaum kesselförmig eingeschoben werden kann und vor dem Gebrauch erst (von 5 Meter ursprünglicher Wagenlänge auf beinahe das Doppelte) herausgezogen wird, dann weiter einen Kessel von 700 Liter Inhalt und einen Wasserbehälter, der ungefähr 2000 Liter faßt. Ein einmaliges Heizen des Kessels — die dazu erforderliche Kohle wird in einem Behälter unter dem Wagen mitgeführt — soll für den ganzen Tag ausreichen, d. h. ungefähr 800 bis 900 Mann mit einem Brausebad versorgen können. Es leuchtet ein, daß ein so schwieriger Apparat von etwa 4000 Kilogramm Gewicht in der Praxis nicht all den Anforderungen entsprechen konnte, die man auf ihn setzte, zumal auf den schlechten, grundlosen Wegen, wie sie in Rußland an der Tagesordnung sind, die freie Beweglichkeit des Ganzen eingeschränkt sein dürfte. Dazu kam auch sein recht hoher Anschaffungspreis von mindestens 8000 Mk. An Verbesserungen hat es daher nicht gefehlt. Von diesen verdient besondere Beachtung ein Badewagen mit 8 Brausen, den der Landesverein vom Roten Kreuz zu Hamburg kürzlich hat erbauen lassen. Der Hauptvorteil dieses Wagens besteht darin, daß dieser nur ein Höchstgewicht von 2400 Kilogramm besitzt, also das eines Munitionswagens oder anderen militärischen Transportwagens nur wenig überschreitet, daher mittels zweier Pferde, selbst auf schlechten Wegen, fortbewegt werden kann. Auch kann er auf der Eisenbahn bequem verladen und verschickt werden. Er kann ferner überall dort aufgestellt und in sofortigen Gebrauch genommen werden, wo geeignetes Wasser, etwa ein See, Fluß oder Teich, vorhanden ist. Um dieses zu verwenden, gehört zu einem solchen Wagen ein 5 Meter hohes, leicht zusammensetzbares und ebenso zu zerlegendes Gerüst mit einem Kaltwasserbehälter, dessen Füllung durch eine am Wagen angebrachte Pumpe geschieht. Selbstverständlich kann der Wagen auch an Orten Verwendung finden, wo Wasserleitung vorhanden ist, also in Städten. Bei den beschränkten Raumverhältnissen ist für An- und Auskleiden im Wagen selbst kein Platz; dem wird aber dadurch abgeholfen, daß man an jeder Längsseite ein Zelt aus wasserdichtem Segeltuch anfügt, das Wände zur Abgabe der Kleider enthält und durch eine Tür während des Badens abgeschlossen werden kann, um Platz zu vermeiden. Die Verbindung zwischen Zelten und Wagen erfolgt durch eine kleine Treppe, denn der Fußboden des letzteren liegt etwa 1 Meter über dem Erdboden. Während die einen ihr Brausebad nehmen, können sich in dem anderen Zeit die Nachfolgenden immer ausziehen und so fort. Da man mit etwa 10 Minuten, vielleicht aber noch weniger, für ein Brausebad zu rechnen hat, so können stündlich mindestens 48 Personen die Wohlthat des Bades genießen.“

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in München 1870.
„Zwei alles überragende Erinnerungen aus meiner langen Bühnenlaufbahn gibt es: den Hoftheaterabend beim Abschied von unseren todesmüden Truppen (1870) und dann die Festvorstellung zu Ehren der heimgekehrten Sieger (1871).“ Über diese beiden Abende, die uns heute, da unsere Soldaten wiederum gegen den Erbfeind im Felde stehen, besonders interessieren, plaudert Ernst v. Posart in den feststehenden Erinnerungen aus seiner Bühnentätigkeit, die soeben bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin unter dem Titel „Erstbesuch und Erlebnis“ erschienen sind. Lebhaft erinnert uns die Begeisterung, die am 17. Juli 1870 im Münchener Hoftheater zu dem bahrtischen Könige und dem zum Führer der süddeutschen Truppen bestimmten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen emporstieg, an die Tage der Mobilmachung und des Beginns des Weltkrieges im vorigen Jahre. Posart hatte im letzten Augenblick die Abfassung eines Prologs übernommen, den er selbst vortrug. Er erzählt davon: „Das zum Erdrücken besetzte Hoftheater, 2000 Menschen, im

Parlett und Ballon nur Uniformen, unter der großen Königsloge General von Blumenthal mit dem Stabe des Kronprinzen, im Hofrange das gesamte diplomatische Korps und der Adel des Königreichs und oben alles, was noch Platz fand, von den Angehörigen unserer schon ins Feld gerückten Truppen, — und diese Tausende in schwirrender Erregung, erfüllt von Hoffnung auf den Sieg der guten Sache und brennend vor Begierde, dem jungen König und seinem fürstlichen Feldherrn zu huldigen...“ Posart beginnt seinen Prolog zu sprechen, immer wieder wird er von stürmischem, sich stets steigendem Jubel unterbrochen. Der König erhebt sich und zieht den Kronprinzen an seine Brust. Die Zuschauer stehen auf, das Beifallsrausen, das Lärmschwenken will nicht enden. Posart fährt fort:

„Das Land ist einig! Wer will uns bezwingen?
Entrollt mutig das Banner zum Krieg!
Denn eh' am Rhein noch die Farnosen klingen,
Schlug Deutschland schon in sich den größten Sieg...
Denn was im Drange der Gefahr aus neue
Ein edles Fürstenpaar zum Kampf vereint,
Das Königswort, es heiße: Treu um Treue,
Mit diesem Feldgeschrei verjagt den Feind!
Heil! Dreifach Heil dem jungen Fürstenpaar,
Dem Deutschlands alte Treue heilig war.“

Hier läßt sich der Jubel nicht mehr zurückdämmen, die Offiziere im Parlett springen auf die Sitze, sie ziehen die Begeisterung sie jubelnd der Königsloge zu. Niemand schaut mehr auf die Bühne; wie ein stürmisches Meer wälzen sich die überschäumenden Bogen der Begeisterung dem Fürstenpaare zu. Der Vorhang fällt, aber nicht eher endete dieses Beifallsrausen, unter dem das königliche Paar sich wieder und wieder dankend verneigen muß, bis die Trompetenfankaren aus dem Wallensteinischen Lager durch das Haus tönen.“ Der König sandte dem Künstler am andern Tage sein lebensgroßes Bildnis. Noch ein hübsches Nachspiel hatte der Abend für Posart. Darüber berichtet er: „Wenige Tage nachher erhielt ich aus Speyer einen Brief meines Bruders. Er hatte schon, da er noch Assessor war, den 66er Krieg als Intendanturrat mitgemacht, und jetzt stand er als Intendant der vierten Kavallerie-Division „Prinz Albrecht Vater“ im Feld. In Speyer meldete sich der Etab beim Kronprinzen. Auch mein Bruder war darunter. Als der hohe Herr seinen Namen hörte, war er auf ihn zugetreten: „Sind Sie verwandt mit dem Posart, der gestern Abend in München den Prolog zum Auszug der Truppen verfaßt hat?“ „Mein Bruder, königliche Hoheit, ist am Hoftheater engagiert.“ „Gehen Sie mal, ich habe gefürchtet, der junge Mann könne Dummheiten machen, aber er hat sich sehr anständig herausgegeben.“ Es war die erste Nachricht, die ich aus dem Felde erhielt.“

Die Helben von Monaco. Zu den wenigen Ländern Europas, die vom Krieg unberührt geblieben sind, gehört auch der „Staat“ Monaco. Aber während selbst die neutralsten Neutralen wenigstens insofern von dem Kriegesfieber berührt wurden, als sie auf eine fortwährende Verstärkung ihrer Militärkraft bedacht waren, geschah in Monaco gerade das Gegenteil: die glorreiche Armee von Monaco, die ja schon früher nicht an Überfüllung litt, ist infolge des Weltkrieges — aufgelöst worden. Und dies geschah, wie der „Offiziere Romano“ erzählt, auf folgende Weise: Die Garnison von Monaco bestand aus 200 äußerst kriegerisch aussehenden Soldaten, die stolz und aufrecht in ihren nicht immer tadellosten Uniformen umhergingen und ihre glänzenden Helme in der Sonne des Südens funkeln ließen. Ihr Dienst beschränkte sich hauptsächlich auf „Ehrenwachen“ und war den auf Operettenbühnen vorgeführten Militärparaden nicht unähnlich. Unter diesen Umständen führten die 200 tapferen Krieger ein wahrhaft paradiesisches Leben, um das alle Soldaten der Welt sie von Herzen beneiden konnten. Sie bestiegen kein Pferd, da ein einziger Galopp sie sofort an die Grenzen ihres Landes gebracht hätte. Sie hatten aus begreiflichen geographischen Gründen keinerlei beschwerlichen Garnisonwechsel zu fürchten. Und ihre Märsche beschränkten sich auf bekömmliche kleine Spaziergänge über 10 Kilometer, wobei der Rückzug natürlich gleich mitzubegriffen war. Aber jede Herrlichkeit hat ein Ende: das mußten auch die Soldaten von Monaco einsehen, als der Weltkrieg ausbrach. Die Tapferen, die friedlich in Monaco zu bleiben gehofft hatten, wurden — da sie teils französischer, teils italienischer Nationalität waren — von den grausamen Militärbehörden ihrer Mutterländer eingezogen. So wurde die Armee von Monaco in alle Winde verblasen. Und die wenigen arbeitsamen Zivilisten, die — mit einem kleinen weißroten Bändchen versehen — dreimal wöchentlich vor dem Schloß des Fürsten von Monaco aufziehen, sind der einzige traurige Rest vergangener Herrlichkeit.